

ERNÄHRUNG

Wir essen Tiere, Tiere fressen Soja: Unsere Wohlstandsgesellschaft ist von einer kleinen Bohne abhängig. Wo sie wächst, grasiert der Hunger. Kann man nichts dagegen tun?

Von Astrid Prange

Es ist die Geschichte einer Sucht. Einer Sucht, die schleichend gierig und abhängig macht. Einer Sucht, die sich auf der ganzen Welt ausbreitet und sowohl Menschen als auch Tiere erfasst. Einer Sucht, die sich aus vier Buchstaben zusammensetzt: S-O-J-A.

Die Hülsenfrucht hat zwischen Pampa und Amazonas einen Rausch ausgelöst. Ihr Mehl und Schrot soll Tiere auf der ganzen Welt füttern. Ihr Öl soll die Tanks in Europa und den USA füllen. Ihre Verwendung als Lecithin und Emulgator hinterlässt Spuren in 80 Prozent aller Lebensmittelprodukte. Ihr Anbau soll Südamerika in ein zweites Saudi-Arabien verwandeln. Ihre Exporterlöse sollen die Staatskassen des Kontinents füllen und Sozialprogramme finanzieren.

Doch das Spiel mit der Superbohne könnte sich als südamerikanisches Roulette erweisen. Denn wie Kaffee, Kakao, Kautschuk oder Kokain ist auch dieser Devisenbringer starken Schwankungen am Weltmarkt unterworfen. Zu einem echten Rausch gehören schließlich Euphorie und Depression.

Doch noch läuft das Soja-Roulette auf Hochtouren. Der Anbau des Eiweißfutters hat sich von 1980 bis 2011 von rund 75 Millionen Tonnen auf knapp 240 Millionen Tonnen verdreifacht. Mit insgesamt 116 Millionen Tonnen Soja produzieren die drei südamerikanischen Länder Brasilien, Argentinien und Paraguay zusammen mittlerweile weit mehr Eiweißfutter als der weltweite größte Hersteller, die USA, mit 83 Millionen Tonnen.

„Wer expandieren will, den kann nichts aufhalten“, sagt Clemente Busanello in dem Dokumentarfilm „Raising Resistance“, der gerade in den deutschen Ki-

Je mehr sich die Soja-Front ausdehnt, desto stärker sinkt die Produktion einheimischer Nahrungsmittel wie Maniok, Bohnen und Erdnüsse.

nos anläuft (siehe Interview unten). „Das ist das Gesetz der Macht.“ Der brasilianische Einwanderer baut in Paraguay auf 5000 Hektar Soja an.

Das „Gesetz der Macht“ bekam Alice Miranda Cardoso aus Paraguay drastisch zu spüren. Ihre Mutter wurde durch die Schädlingsbekämpfung auf den benachbarten Sojaplantagen so krank, dass die kleinbäuerliche Familie ihr Land verlassen musste. Geld für einen Anwalt hatte die Familie nicht. „Es hätte eh nichts gebracht“, ist sich die 20-Jährige sicher. „Wenn sie es nicht mit Geld schaffen, dann vertreiben sie einen mit hochgiftigen Unkrautvernichtern.“

Die Soja-Sucht hat nicht nur Paraguay erfasst, sondern den ganzen Kontinent. So stieg die Anbaufläche in Argentinien von 2000 bis 2009 von zirka 8,6 Millionen auf 17 Millionen Hektar. In Brasilien

schwoll sie von 14 auf 22 Millionen Hektar an – eine Fläche fast so groß wie Großbritannien.

Die größten Zuwachsraten verzeichnet Paraguay: Zwischen 1997 und 2008 rückten die Sojaäcker jedes Jahr um 100 000 Hektar von Osten nach Westen vor. Im vergangenen Jahr blühte der Stoff dort auf 2,8 Millionen Hektar, was 73 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche Paraguays entspricht. Rund zwei Drittel der 8,4 Millionen Tonnen Soja, die in dem kleinen südamerikanischen Land produziert werden, gehen nach Europa.

Doch im Rohstoffkasino tummeln sich jede Menge Verlierer. Kleinbauern zum Beispiel, die von ihrem Land vertrieben wurden, oder Indios, die jenseits der Geldwirtschaft leben. Auch Naturschützer, die gegen Abholzung und Bodenerosion kämpfen, gehören dazu, sowie Viehzüchter, deren Ziegen und Rinder an den Pestiziden verenden, mit denen die Sojaäcker reichlich besprüht werden. Und Familien wie die von Alice Miranda Cardoso, die von der exzessiven Schädlingsbekämpfung vertrieben wurden.

„Es werden Tatsachen geschaffen, die dazu führen, dass die Kleinbauern verschwinden“, stöhnt Juan Bautista Gavilán. Der Bischof aus der paraguayischen Diözese Coronel Oviedo ist zugleich Vorsitzender der Pastorkommission. Der Exodus in die Stadt sei stark, so Gavilán. „Die Kleinbauern verkaufen ihr Land, und oft werden sie dabei noch übers Ohr gehauen.“

Abschied von der Scholle

Der große Exodus, von dem Bischof Gavilán spricht, ist eine kontinentale Völkerwanderung: Denn die grüne Bohne dringt nicht nur in den brasilianischen Regenwald oder ins semiaride Buschland Argentiniens vor. Ihre Expansion und die damit einhergehende Mechanisierung der Landwirtschaft haben dazu geführt, dass in Argentinien mittlerweile über 90 Prozent und im stark industrialisierten Brasilien 86 Prozent der Bevölkerung in den Städten leben.

Im Agrarland Paraguay harren noch immer rund 40 Prozent der Einwohner auf dem Land aus. Doch auch dort hat das langsame Verschwinden kleinbäuerlicher Betriebe gravierende Folgen. Je mehr sich die Soja-Front ausdehnt, desto stärker geht die Produktion einheimischer Nahrungsmittel wie Maniok, Bohnen und Erdnüsse zurück. Die Regierung muss bereits seit 2008 Getreide, Obst und Gemüse einführen, um die Bevölkerung mit Lebensmitteln zu versorgen. Trotz Wachstumsraten zwischen sechs und 15 Prozent gibt es keine Sozialprogramme, die die Kaufkraft der ärmeren Bevölkerung stärken.

Während auf dem Land die Armut grasiert, steigen an den Rohstoffbörsen die Preise. Die extreme Trockenheit in Südamerika hat die Ernteprognosen einbrechen lassen und die Spekulation angeheizt. Der Sojapreis liegt mittlerweile bei rund 564 Dollar pro Tonne. Wird auch die nächste Ernte in den Anbaugeländen Südamerikas so mager ausfallen? Könnten Versorgungsengpässe auftreten oder werden andere die Angebotslücke füllen? Drohen neue Hungerrevolten durch die steigenden Lebensmittelpreise?

„Es wird eine Revolution kommen“

KLEINBAUERN Im Dokumentarfilm „Raising Resistance“ kämpft Campesino Geronimo Arevalos gegen die Macht der Monokulturen

Christ & Welt: Der Dokumentarfilm „Raising Resistance“ zeigt den Siegeszug des Sojaanbaus in Paraguay. Warum wirken Sie bei diesem Film mit?

Geronimo Arevalos: Dieser Film ist sehr wichtig, weil er den Leuten in den Städten zeigt, wie ihre Nahrungsmittel hergestellt werden, wie wir leiden und wie wir damit umgehen. Wir versuchen, verschiedene Lösungen zu finden. Im Film tritt auch ein ratloser junger Mann auf; er neigt dazu, den Weg der Gewalt zu gehen. Wer politisch denkt, kann weitergehende Vorschläge finden, der kann auch ein höheres Ziel des Kampfes entwerfen. Der junge Mann kann das nicht sehen.

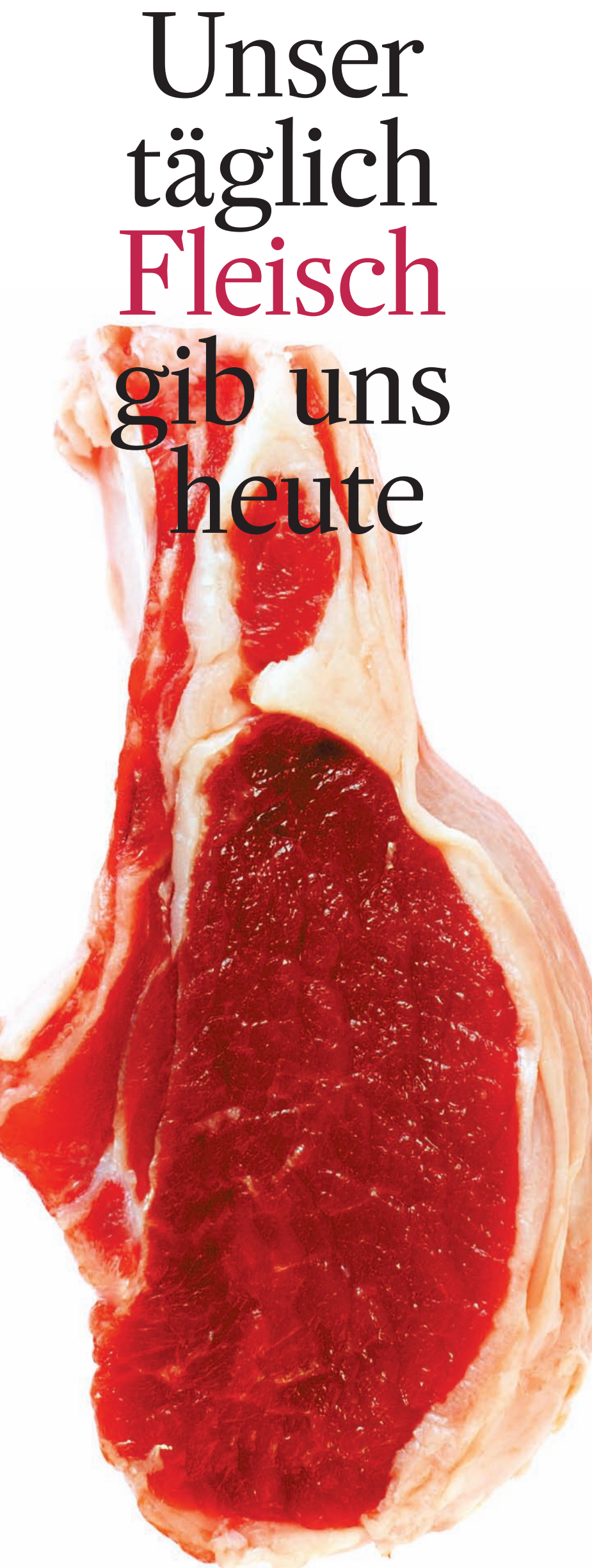
C&W: Gibt es gewaltsamen Widerstand gegen das System?
Arevalos: Nicht bei uns, das lassen wir nicht zu. Wir kämpfen mit friedlichen Mitteln, weil Gewalt nur Gewalt erzeugt. Meine Gewalt fällt auf mich zurück. Meine wichtigste Waffe ist, die Leute darauf vorzubereiten, sich selber zu verteidigen.
C&W: Sehen Sie Gandhi, Mandela oder andere als Vorbild?
Arevalos: Nein. Wissen Sie, ich habe nicht studiert, ich bin nur sechs Jahre zur Schule gegangen, ich habe nie Bücher beses-

sen. Ich sage nur, was ich denke, meine eigenen Ideen. Mein Buch, wenn Sie so wollen, das ist mein Leben, das ist mein Kampf, das sind meine Erfahrungen.

C&W: Soeben sind Sie von Amnesty International mit dem Goldenen Schmetterling ausgezeichnet worden. Wofür haben Sie ihn bekommen?

Arevalos: Die Juroren des Menschenrechtsfestivals haben mir den Goldenen Schmetterling verliehen, weil sie begriffen haben, dass ich ohne Gewalt für die Verteidigung meiner Rechte und die von anderen kämpfe.
C&W: Sie kämpfen gegen den Sojaanbau, gegen die riesigen Monokulturen. Wie zeigt sich der Weltmarkt für die Bauern in Paraguay konkret?

Arevalos: Im Prinzip ist die globalisierte Wirtschaft bei uns sehr gut angesehen, sie hat viel zur sozialen Integration des Landes und zur Verbesserung des Lebensstandards beigetragen – zumindest bei einigen. Allen, die viel umsetzen, die die Korruption stützen, geht es viel besser.
C&W: Wer gewinnt, wer verliert?
Arevalos: Die Mächtigen sind das größte Problem, sie bewegen sich außerhalb des Gesetzes. Es geht darum, sie auf den Bo-



Unser täglich Fleisch gib uns heute

Auf dem weltweiten Agrarparkett scheinen sich Farmer, Fleischproduzenten, Broker, Unkrautvernichter, Landmaschinenhersteller und Regierungsvertreter zu einer Art Suchtpartnerschaft zusammengefunden zu haben. Je besser der Export der Superbohne läuft, desto positiver die Bilanzen und desto einträglicher die öffentlichen Einnahmen. Mit vollen Staatskassen wiederum lassen sich Sozialprogramme und natürlich auch Wahlkampagnen finanzieren. Ein Spiel, das allen Beteiligten nützt.

Nur den Verlierern ist der Zutritt ins Kasino verwehrt. Sie gelten als Spielverderber. Kleinbauern, die für den Eigenbedarf produzieren, oder Indios, die ihr Land traditionell nutzen, erscheinen plötzlich als Gegner des Fortschritts. Auch Gutmenschen aus Industrieländern, die den Bau von Straßen und Staudämmen anprangern und familiäre Landwirtschaft verteidigen, werden als Störfaktor wahrgenommen. Warum, so fragt man sich auf südamerikanischen Plantagen und in Ministerien, sorgen diese Leute nicht dafür, dass Europa sein eigenes Tierfutter anbaut, am besten in kleinbäuerlichen Betrieben?

Der Siegeszug der Superbohne hat am Selbstbewusstsein der Kleinbauern genagt. Oft glauben sie selbst nicht mehr an ihre Zukunft. Es ist paradox: Nach jahrzehntelangem Kampf um ein Stück Land fühlen sich viele nicht nur vom Staat, sondern auch von ihren Kindern im Stich gelassen. „Wir sind heute besser organisiert und wissen mehr über unsere Rechte als Bescheid“, resümiert Jorgelina Córdoba. „Doch wir sind müde und enttäuscht, weil wir so wenig erreicht haben.“

Die 55-jährige Mutter von elf Kindern lebt im Sumpfbereich Bañado La Estrella in der argentinischen Provinz Formosa. In der Trockenzeit grasen ihre Kühe und Ziegen auf üppigen Weiden. Seit dem Bau einer Überlandstraße stehen nun große Teile der Region permanent unter Wasser. Jorgelina gehört zu den wenigen, die nicht in die Stadt flüchteten. Ihre Kinder schlagen sich mit Gelegenheitsjobs durch. Der älteste Sohn arbeitet als Agrartechniker bei der Provinzregierung. Einen Großteil ihres Lebensunterhalts bekommt Jorgelina vom argentinischen Staat, der alleinstehenden Müttern mit mehr als sieben Kindern und ohne festes Einkommen eine Mindestrente zahlt.

Milchkühe und Motorroller

Auch Alice Miranda Cardoso aus dem paraguayischen Coronel Oviedo und ihre sechs Brüder haben der familiären Landwirtschaft den Rücken gekehrt. Die 20-Jährige will Krankenschwester werden. Zwei ihrer Brüder arbeiten als Lastwagenfahrer für Sojaproduzenten, andere wiederum verdienen ihren Lebensunterhalt in der Stadt als Automechaniker und Tankwart. Nur die Eltern harren auf dem neuen Grundstück aus, sie haben auf ökologischen Anbau umgestellt und betreiben zusätzlich eine Bienezucht.

Für das katholische Hilfswerk Misereor, das seit langer Zeit die Organisationen von Kleinbauern in Südamerika unterstützt, ist die wachsende Abhängigkeit von der Superbohne eine Herausforderung. Ist Biosprit aus Brasilien und Argentinien schädlicher als Rohöl aus Saudi-

Arabien? Was soll statt Sojadiesel in den Tank? Hilft es verarmten Kleinbauern wirklich, wenn Chinesen und Europäer weniger Fleisch essen und folglich die Nachfrage nach Soja sinkt? Wäre es besser, wenn Europas Landwirte ihr Tierfutter selbst anbauten und auf den frei gewordenen Sojaflächen in Südamerika wieder Maniok, Erdnüsse, Getreide, Reis und Bohnen wüchsen?

Misereor-Mitarbeiter Bernd Bornhorst ist vor allem die Gier ein Dorn im Auge. „Ist Landwirtschaft dazu da, die Menschen zu ernähren und Bauern ein gutes Leben zu ermöglichen oder um Gewinne zu maximieren?“, lautet seine rhetorische Frage. Über die Exzesse der industri-

»Die Kleinbauern wollen praktische Antworten. Das tägliche Brot auf dem Tisch ist wichtiger als die Werte, die die Kirche predigt.«

Bischof Juan Bautista Gavilán

sierten Landwirtschaft diskutiere man schließlich auch in Deutschland. Bornhorst: „Die Massentierhaltung der industriellen Landwirtschaft ist doch gar nicht, was alle Europäer wollen!“

Doch auch er weiß, dass der große Exodus nicht mehr aufzuhalten ist. „Wenn ein Kleinbauer freiwillig sagen würde, ich gehe lieber in die Stadt, dann ist es nicht Misereors Aufgabe, zu sagen, das passt uns jetzt ideologisch nicht ins Konzept“, räumt er ein. Aber da die Mehrheit der hungernden Menschen auf dem Land lebe, müssten die Kleinbauern unterstützt werden, „damit sie sich selber ernähren können“.

In Wirklichkeit hat der Siegeszug der Sojabohne in weniger als 30 Jahren Länder wie Paraguay vom Zeitalter traditioneller Landwirtschaft in die Ära des globalen Agrobusiness hineinkatapultiert. Der globale Soja-Rausch hat eine neue Generation hervorgebracht. Sie pendelt zwischen Stadt und Land, zwischen elterlichem Zuhause und einer ungewissen Zukunft in der Stadt, sie kennt sich mit Milchkühen und Maniokwurzeln genauso aus wie mit Motorrollern und Mobiltelefonen.

Die Kinder der Globalisierung wollen teilhaben am Hoch der Rohstoffpreise und den Vorteilen der weltweiten wirtschaftlichen Verflechtung, egal, ob sie in China, Indien, Südafrika, Ägypten, Südkorea, Brasilien oder Paraguay leben. Sie träumen von einem Lebensstandard, der mehr bietet als die berühmte Schüssel Reis pro Tag. Sie wollen ausbrechen aus ihrer kleinen beengten Welt, auch wenn dies neue Abhängigkeiten schafft.

Bischof Bautista Gavilán aus Paraguay räumt ein, dass die Kirche bei dem rasanten Tempo des gesellschaftlichen Wandels nicht mithalten kann. „Die Kleinbauern wollen praktische, schnelle Antworten auf ihre konkreten Fragen“, weiß er. Die von der Kirche gepredigten Werte könnten dies so nicht bieten. „Das tägliche Brot auf dem Tisch“, so Gavilán, „ist wichtiger als die Predigt.“



Ausgezeichnet: Seit Jahren kämpft der Kleinbauer Geronimo Arevalos gegen den Gensoja-Anbau im Osten Paraguays. Amnesty International hat Arevalos mit dem Menschenrechtspreis „Golden Butterfly“ geehrt. David Bernets und Bettina Borgfelds Dokumentarfilm „Raising Resistance“ zeigt, wie Arevalos und andere Campesinos ihren Widerstand organisieren. Der Film wurde auf dem Menschenrechtsfestival in Den Haag als beste Regiearbeit ausgezeichnet und auf dem Filmfestival von Nyon als „Bester Schweizer Film“ prämiert. „Raising Resistance“ ist soeben in den Kinos angelaufen.

meinde. Die katholische Kirche wandte sich damals mit der Zeit gegen den Diktator Alfredo Stroessner, und wir gingen in dieselbe Richtung. Seither haben wir immer wieder eng zusammengearbeitet.

C&W: Sie haben mächtige Gegner. Haben Sie Angst?

Arevalos: Ich weiß, dass ich ständig bedroht werde. Darauf muss ich mich als Führer dieser Bewegung einstellen. Wie könnte ich sonst meine Leute motivieren? Wir werden sowieso bedroht, wir sterben sowieso: Wenn wir nichts tun, geht es uns nur schlechter.

C&W: Gibt es konkrete Drohungen gegen Sie?

Arevalos: Immer wieder, am gefährlichsten ist es bei großen Versammlungen. Mein Vorteil ist, dass mich alle in meiner Gemeinde kennen. Niemand traut sich, in mein Haus zu kommen, um mir etwas anzutun. Das Problem ist, wenn ich unterwegs bin. Ich vermeide das möglichst, meist bleibe ich in meiner Gegend. Und wenn die Sonne untergeht, bin ich schon zu Hause.

Das Gespräch führte Hans-Joachim Neubauer.